

MATTHIAS ICKERT



Der Jäger und seine Beute
Roman

edition litera

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Matthias Ickert

Der Jäger und seine Beute

Roman

edition litera
im
R. G. Fischer Verlag

Die Handlung dieses Romans sowie die darin vorkommenden Personen sind frei erfunden; eventuelle Ähnlichkeiten mit realen Begebenheiten und tatsächlich lebenden oder bereits verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2009 by R.G.Fischer Verlag
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Times 11°
Herstellung: RGF / NL
Printed in Germany
ISBN 978-3-8301-1316-4

Inhalt

Prolog	7
Der Notruf	9
Im Holzhaus	27
Der Kampf	40
Dan und Frank	50
Mikes Kampf	60
Frank	69
Rebecca und Mike	72
Frank	79
Mike	82
Rebecca	86
Am nächsten Morgen	89
Die Jagd	98
Neue Zeiten brechen an	115
Das Museum	117
Neuer Tag	123
Alaska	128
Suche	135
Epilog	159

Prolog

Die Provinz British Columbia in Kanada, die grüne Lunge Nordamerikas, bildete den geografischen Rahmen einer Inszenierung, wie nur das Leben sie schreiben konnte. Eingerahmt von majestätischen Bergen, deren sprudelnde Quellen sich hinabergossen in ein tiefes, weites Tal, in dem eine idyllische Aue ihr Antlitz ausbreitete, und mittendrin, von reiner Natur umgeben, lag die kleine Stadt Hampton. Der Inbegriff einer kanadischen Kleinstadt, verträumt und natürlich. Es war ein Ort des Friedens und Wohlseins. Erbaut von Menschenhand in Zeiten des Strebens nach Glück und Einigkeit. Ein Wahrzeichen des Lebens, der Achtung voreinander und untereinander. Ein Ort voll Harmonie im Einklang mit der Natur. Fernab von Schrecken, Sorgen und Leid der übrigen Welt existierte hier eine Oase inmitten einer unruhigen Zeit. Fernab der Großstädte, ohne deren Hektik, Lärm und Anonymität. Ein Ruhepol im Chaos der Zeit. Hier konnte man das Leben genießen, hautnah erleben, inmitten einer reinen Natur. Seite an Seite mit netten, ehrlichen Menschen, die sich ihre Ursprünglichkeit immer bewahrt haben. Jeder trug auf seine Weise sein Stück zum Gesamtbild bei. Die meisten lebten schon seit Jahrzehnten hier, prägten den Ort auf ihre unnachahmliche Weise mit, waren gar zu einem festen Bestandteil geworden. Diese Beständigkeit zeichnete den Ort aus, eine Vertrautheit, die

in unserer Zeit selten geworden ist, ein unsichtbarer Schleier umhüllte ihre Grenzen, verbarg sie vor den Augen der Welt.

Wenn man den Ort betrat, spürte man sie förmlich, es mochte zwar die moderne Welt auch hier und da längst Einzug gehalten haben mit all ihren modischen Errungenschaften, aber irgendwie wirkte alles auch zeitlos, als sei es schon seit Ewigkeiten so. Das Gefühl der heilen Welt war allgegenwärtig. Still und unberührt schlief sie im Schutze der Unsichtbarkeit. Glücklich konnten sich jene schätzen, die Einlass erhalten hatten, um ihr Dasein innerhalb des Unvergänglichen zu begehen. Das Band ihrer Freude und des Zusammenhalts durchzog die gesamte Atmosphäre des Ortes. Jeder war Teil eines großen Ganzen und strahlte diese innere Kraft aus. Zufriedene Herzen schienen hell, erhellten die finsterste Nacht und trugen ihre Freude in die Welt hinaus. Freude empfanden auch die zahllosen Menschen, die als Besucher dieses Fleckchen Erde zur Winterzeit betraten. Sie waren zur Auslebung ihrer ganz eigenen Träume hierhergekommen. Die scheinbar endlosen Abhänge auf Brettern zu bezwingen stellte ihre sportliche Zielsetzung dar. So durchdrangen die Wünsche vieler den Schleier der Gemeinschaft und wurden herzlich im Kreis der Freunde aufgenommen. Auch sie konnten nun endlich loslassen von ihrem Leben und erfahren, was wirklich zählte. Das eigene Ich, von allen Zwängen befreit, auszukosten und einfach nur Mensch zu sein.

Der Notruf

Ja, es ist wahrlich ein perfekter Flecken Erde«, sagte der ältere Herr beim Blick aus dem Fenster. »Sehen Sie sich nur um, hier kann man noch richtig leben.«

Seine Faszination gegenüber seinem Heimatort schwang bei jeder Silbe mit. Vereinzelte Stimmen aus der Menge von Leuten, die im kleinen Lebensmittelladen nahe der Hauptstraße ihre Vorräte einkauften, wurden laut und pflichteten ihm bei.

»Ich kann mir jedenfalls keinen schöneren Ort vorstellen«, fuhr der Alte fort.

Eine andere Frau ergänzte sein Schwärmen: »Mir können die Großstädte gestohlen bleiben mit all ihrer Kriminalität und Gewalt. Ich weiß, wovon ich rede«, bekräftigte sie ihre Aussage.

»Wir können uns wirklich glücklich schätzen, dass wir Gewalt und Verbrechen nur aus den Nachrichten kennen«, warf ein weiterer Zuhörer ein und fügte an: »Und falls doch mal etwas passieren sollte, haben wir ja noch unsere Freunde und Helfer.«

Das war das Stichwort. Jetzt dauerte es bestimmt nur noch Augenblicke und das Thema schwenkte auf sie um. Auf die junge, attraktive Frau, die gerade an der Kasse ihre Waren bezahlte.

»Schön zu wissen, dass auch junge Menschen sich für den Schutz der Bevölkerung einsetzen«, hörte sie den gleichen Mann sagen. Er hatte endlich Rebecca am Tresen bemerkt. Rebecca drehte den

Kopf in seine Richtung und lächelte zustimmend. Nun war es wieder so weit. Seit sie vor vier Monaten hier ihre Stelle als Polizistin angetreten hatte, war sie das Hauptgesprächsthema. Sie schätzte, dass es in so einer kleinen Gemeinde einfach nicht sehr viele Alternativen gab, über die groß geredet werden konnte. Aber ihr gefiel dieses öffentliche Interesse an ihrer Person und so störte es sie auch nicht weiter. Sie packte die Lebensmittel ein, verabschiedete sich freundlich aus dem illustren Kreis und ging zur Tür hinaus. Auf dem Weg zum Wagen sah sie hinab auf ihre Uhr und beschleunigte ihre Schritte. Wenn sie jetzt gleich auf direktem Wege zum Büro weiterfuhr, könnte sie es noch pünktlich zur Schichtübergabe schaffen. Rebecca startete den Geländewagen und rollte vom Parkplatz. Zielstrebig steuerte sie ihn über die Straßen Richtung Polizeirevier, ihrem Arbeitsplatz. In ihren Gedanken hörte sie noch einmal den Satz »junge Menschen für den Schutz der Bevölkerung«, er gab ihr ein gutes Gefühl. Sie trat für eine rechte Sache ein, diese anerkennenden Worte hatte sie schon ewig nicht mehr gehört.

Langsam rollte sie über die breite Hauptstraße, die sich durch den ganzen Ort zog. Zu beiden Seiten säumten Geschäfte aller Art sowie verstreut auch ein paar Wohnhäuser das graue Asphaltband. Alles sehr überschaubar und gediegen. In einer Großstadt, aus der sie kam, war Lob ein Fremdwort. Jeder erledigte seine Arbeit, so gut er konnte, und überlebte den täglichen Kampf, das musste genug Anerkennung sein. Aber hier war alles so ganz anders als das, was sie gewohnt war. Riesige Hochhäuser, durch die sich tiefe Schluchten zogen. Hektisches Treiben darin, eng bevölkerte Straßen und Gehwege, die eine über allem schwebende Klangkulisse erzeugten, die selbst nachts nicht völlig verstummte. Nichts davon gab es hier, keine aufregenden Einsätze, Auge in Auge mit dem Verbrechen, mitunter sogar dem Einsatz ihres eigenen

Lebens. Das Gesetz gegenüber anderen Menschen durchzusetzen konnte ganz schön aufregend werden. Wenn sie in nächtlichen Verfolgungsjagden durch neonerleuchtete Straßenschluchten hetzten, das Sirenengeheul sie begleitend. In ihren Gedanken huschten verflogene Erinnerungen an ein altes Leben vorbei. Sie wusste eigentlich noch immer nicht, ob sie es vermissen oder lieber froh darüber sein sollte, dass es Vergangenheit war.

Schließlich hatte sie sich selbst hierherversetzen lassen. Als man ihr die Stelle angeboten hatte, hätte sie ebenso gut ablehnen können. Aber die Versuchung war einfach zu groß. In Georgetown wäre sie nur eine von vielen geworden, wartend auf eine Chance aufzusteigen. Aber hier in Hampton sahen die Möglichkeiten auf höhere Positionen weit besser aus. Und dann erst diese Menschen, ihre Herzlichkeit, ihr Wesen und ihre Achtung voreinander hatten sie von Anfang an beeindruckt, gleich gefangen. Vieles erinnerte sie an ihre Kindheit in Middleton, einem kleinen Nest im Nirgendwo. Später empfand sie die Verbundenheit als eine Last, wollte ausbrechen aus all diesem konservativen Bürgertum. Weg von den ständig gleichen Geschichten, der Langeweile und den ausgetretenen Pfaden des Dorflebens. Niemand schien über die Grenzen seines eigenen Daseins hinauszusehen, zu erkennen, dass die Welt nicht am Ortsschild endete. Sie hatte diese Enge satt, sie wollte den Schritt heraus aus dem Gefängnis wagen. Ihr Berufsweg als Polizistin ebnete ihr schließlich den Pfad in eine größere Welt. Natürlich schlug ihre Entscheidung hohe Wellen, doch irgendwie war es genau das, was sie erreichen wollte. Sie öffnete allen die Augen, zeigte ihnen die wahre Größe des Lebens, dessen war sie sich sicher, führte ihnen die Winzigkeit ihrer Existenz vor. Doch außer ihren Freunden schien niemand die Schwere ihres Entschlusses zu erkennen. Selbst ihre Eltern waren nicht frei von Zweifel, zwar unterstützten sie ihre Tochter nach

Kräften, schienen dabei aber seltsam unentschlossen. Immer wieder mahnten sie zur Vorsicht und erkundigten sich nach ihrer Überzeugung, aber nichts konnte sie jetzt noch umstimmen. Der Tag war gekommen der Welt mit offenen Armen entgegenzutreten, sie war bereit und verließ ihr Heim, ihre Familie, ihre Freunde, ihr bisheriges Leben.

Rebecca näherte sich unterdessen Stück für Stück ihrem Ziel, schwamm in einer Bewegung aus mobilem Einklang durch den Strom. Die folgenden Jahre begannen heiter, sie hatte den Sprung geschafft, ihr neues Zuhause, Georgetown, gab ihr all die Dinge, die sie verlangt hatte. Freiheit, Unabhängigkeit, ein Leben, das ihr Gelegenheit gab, unmittelbar an der damaligen Zeit teilzunehmen. Es schien perfekt, der Job, das Umfeld und die beruhigende Gewissheit eines geglückten Neustarts ohne fremde Hilfe. Eine ganze Weile überwogen die Vorteile der Großstadt, bis zu dem Tag, als ihr schmerzhaft klar wurde, dass hinter der glitzernden Fassade die Dunkelheit lauerte.

Rebecca und ihr damaliger Partner Aaron, ein Mittvierziger, Familienvater, routiniert, besonnen und stets Herr der Lage, waren gerade bei ihrer Mittagspause in einer der vielen Fast-Food-Restaurants. Der Tag war sonnig sowie ihr Gemüt, das war es immer, wenn das Verbrechen eine Auszeit nahm und ihr Dienst ruhiger verlief. Ihr Kopf war frei für Dinge außerhalb des Reviers und sie spielte insgeheim damit, sich ein Haustier anzuschaffen. In der engeren Wahl stand ein Hund oder ein Vogel, besser gesagt Bewegung gegen Relaxen. Sie erinnerte sich noch genau an diesen Gedanken, bevor ein Schuss sauber den Faden zertrennte, an dessen Ende ihr Bild einer rosigen Zukunft hing. Aaron sackte augenblicklich in sich zusammen, wie eine Marionette, deren Fäden durchgeschnitten wurden. Zuerst begriff sie gar nicht, was geschehen war, doch das sich ausbreitende Blut machte ihr

schlagartig bewusst, dass ihr Partner tödlich getroffen worden war. Das Udenkbare war passiert, aus einem vorbeifahrenden Auto hatte jemand eine Waffe ausgestreckt und abgedrückt. Danach verschwand der Wagen so schnell, wie er gekommen war. Die Szene dauerte nur Sekunden, aber veränderte ihr Leben völlig. Vor ihrem geistigen Auge sah sie sich regungslos auf den Leichnam starren, der einmal ihr Partner gewesen war. Die Aufschreie der übrigen Gäste, das Trampeln von Füßen der Aufgesprungenen, der Lärm einer wild durcheinandersprechenden Menschenmenge, alles drang nicht mehr zu ihr durch. Sie starrte nur bewegungslos hinab, auf eine Blutlache, die in einem feinen Rinnsal über der Tischkante hinabtropfte. Sie wusste nicht, wie lange sie dort so saß, es kam ihr wie eine Ewigkeit vor. Mittlerweile hatte jeder im Restaurant von diesem Verbrechen Notiz genommen und auch ihr Verhalten analysiert. Ein großer, stämmiger Mann trat vor und rüttelte sie wach aus ihrer Ohnmacht. Rebecca öffnete die Augen und erblickte in der Ferne einen quadratischen Gebäudekomplex, das Polizeirevier. Jetzt erst bemerkte sie, dass sie geträumt hatte, sie kniff kurz die Augen zusammen und fuhr weiter auf das Ziel zu.

Dieser Vorfall war der Auslöser, ihre Entscheidung von Grund auf zu überdenken. Sie war in die Großstadt gezogen, um die Welt kennenzulernen. Dass es gefährlich werden könnte, wusste sie als Polizistin, aber eine solche Kaltblütigkeit stellte alles Bisherige in den Schatten. Natürlich verstärkte ihre Beziehung zum Opfer ihr Empfinden, allerdings war die Tat auch für Georgetown beispiellos. Ein Mord an einem Polizisten, am helllichten Tag, so weit hatte das Grauen seine Finger schon ausgestreckt, was kam danach? Daran wollte niemand denken, wenn der Jäger selbst zur Beute wurde, hatte die Kriminalität eine neue Stufe erklommen. Sie dachte in den kommenden Tagen viel nach, über einen erfah-

renen Kollegen, der stets hinter ihr gestanden hatte, einen Freund, Beschützer, auf dessen Urteil und Rückhalt stets Verlass war. In wenigen Augenblicken zerbrach ihr Bild von einer rosigen Zukunft und hinterließ einen Schatten an der Wand. Das Dunkel hatte die Nacht verlassen und offenbarte sein hässliches Gesicht. Zweifel keimten heran, sprossen empor in Herz und Gedanken und verdunkelten ihr Gemüt. Worauf hatte sie sich eingelassen? Was wollte sie jetzt hier noch finden? Bestanden die Hinterhöfe dieser Gesellschaft nur aus Gewalt und Aggression? Sie stand direkt an der Frontlinie zwischen Leben und Tod. Wollte sie das wirklich? Eines Tages eine Überschrift in der Tageszeitung werden, die von Mord sprach? Nein, das Leben war zu kostbar, um damit zu spielen, wissend, dass jeder Moment der letzte sein konnte. Es musste einen Weg aus all dem Schrecken geben und es gab ihn.

Ein unscheinbarer kleiner Zettel am Schwarzen Brett wartete auf Beachtung und Lesung seiner Buchstaben. Sie formten den Asphalt zu einer Straße, hinaus aus ihrem eigenen Albtraum. Das Ziel, dessen Suche sie von Neuem vorantrieb, lautete: Hampton. Außerhalb des Autos breitete sich die Kleinstadt in herbstlichen Farben unterhalb der Berge aus. Ein goldener Herbst, fürwahr, die Laubfärbung tauchte das gesamte Umfeld in ein gelblich rötliches Meer aus Farben. Wohin man auch sah, malte die Natur ein Gemälde von fast überwältigender Schönheit. Indian Summer, sagten die Leute dazu, fürwahr, die Natur lebte, atmete Schönheit und jeder konnte daran teilhaben, er musste bloß seine Augen öffnen. Nein, es gab genug Gründe, um mit dem alten Leben abzuschließen. Ihr Vater hatte recht gehabt, das Großstadtleben mochte aufregend sein, befriedigend konnte es nicht sein. Die Schattenseiten versteckten sich nicht nur in der Nacht, sondern auch am helllichten Tag. Ein unsichtbares Dunkel von tückischem

Gemüt, Intoleranz, Neid und Egoismus war ein ständiger Begleiter. Es belastete sie mehr, als sie selbst wahrhaben wollte. Dieses Leben, das sie sich gewünscht hatte, ängstigte sie zunehmend. Sie blieb halt das Mädel vom Lande, sagte er immer und es stimmte tatsächlich, sie kam vom Land und dort gehörte sie auch wieder hin. Genau dieses Gefühl hatte sie auch den Job in Hampton annehmen lassen, kein Zweifel. Manchmal wusste man instinktiv, was das Beste für einen war, bevor man überhaupt darüber nachgedacht hatte.

So führte ihr Weg sie zu diesem Ort, auch wenn sie es noch nicht ganz wahrhaben wollte, es war die richtige Entscheidung gewesen. Rebecca kehrte wieder zu dem vor ihr Liegenden zurück und schaute sich um. »Verträumt« war das Wort, um das alles am ehesten zu beschreiben. Aber schon bald würde es mit der Beschaulichkeit ein Ende haben. Der Winter stand vor der Tür. In ein bis zwei Monaten würde der erste Schnee fallen und die Tage kürzer werden. In den Wintermonaten war hier wirklich der Bär los, wenn sich Hampton in einen der angesagtesten Touristenorte für Wintersport in den Rocky Mountains verwandelte. Überstunden waren für sie dann an der Tagesordnung. Doch was tat man nicht alles für das Wohlergehen der Touristen und nebenbei der größten Einnahmequelle der Stadt. Aber bis es so weit war, wartete noch eine Menge Arbeit auf sie und ihre Kollegen. Zufahrtswege zu den Skigebieten absichern, die Beschilderung zu den Touristenunterkünften erneuern und, und, und. Doch bis dahin konnte sie noch ein wenig entspannen.

Sie schaltete einen der beliebten Radiosender dieser Gegend ein und wurde fortan rhythmisch in den Feierabend begleitet, so fuhr sie weiter voran. Halb versunken in Gedanken und Sound rollte sie auf den Hof des Präsidiums. Sie erwachte erst, als jemand unvermittelt die Beifahrtstür aufriss und seinen Kopf hineinsteckte.

»Rebecca, perfektes Timing, gerade haben wir einen Notruf von Mr Wilson erhalten. Er sagte, irgendjemand wäre in seinen Vorratsschuppen eingebrochen!«

Sie drehte erschrocken den Kopf herum und erkannte Mike, einen ihrer Kollegen.

»Was, was sagst du?«, brachte sie leicht überfordert von der Situation nur heraus.

Der Mann schwang sich auf den Sitz neben ihr und sah sie verwundert an.

»Träumst du, ich sagte, wir haben gerade einen Notruf empfangen«, wiederholte er ungeduldig sein Anliegen und fügte an: »Fahr schon los, worauf wartest du noch?«

Rebecca reagierte wie automatisch, legte den Gang ein und fuhr zurück zur Hauptstraße.

»Mr Wilson, richtig?«, fragte sie zögerlich, bemüht, ihre Gedanken unter Kontrolle zu bringen.

»Mann, ausgerechnet jetzt«, stöhnte Mike, »in zehn Minuten kommt die andere Schicht. Hoffentlich ist es nichts weiter, ich hab Sarah versprochen heute mal pünktlich zu Haus zu sein«, sagte er mehr zu sich selbst, als sie die Abzweigung in die Berge nahmen. Rebecca war inzwischen wieder gedanklich in der Realität angekommen und erkundigte sich nach Einzelheiten.

»Was genau hat er denn gesagt, was passiert ist«, fokussierte sie ihre Gedanken.

»Nun, nicht viel«, begann Mike, mit der routinierten Stimme eines Polizisten, »er sagte, dass er etwas aus dem Schuppen holen wollte. Als er dort ankam, lag das Vorhängeschloss aufgerissen auf dem Boden. Er hat sofort im Inneren nachgesehen und fand die halbe Einrichtung verwüstet vor. Regale waren umgekippt, Schränke aufgerissen und der Inhalt überall auf dem Boden verstreut worden.«

»Hatte Mr Wilson nicht seine ganzen Vorräte in dem Schuppen?«, mutmaßte Rebecca nachdenklich.

»Ja, genau, woran denkst du?«, wollte Mike genauer wissen.

»Entweder hat jemand sich kostenlos seine eigenen Vorräte aufgefüllt oder jemand mit großem Hunger hat sich einen kleinen Imbiss gegönnt«, sagte sie vielsagend.

Mike warf seine Stirn in Falten und warf ihr einen fragenden Blick zu: »Jemand mit großem Hunger?«

Sie hörte das Unverständnis in seiner Stimme und fügte an: »Ich hatte an ein Tier gedacht, vielleicht ein Bär, um diese Jahreszeit sehr wahrscheinlich.«

Ihr Partner nickte knapp, sein Name war Mike Hanlon, ein weiterer Polizist und Kollege von ihr. Obwohl diese beiden trockenen Begriffe nur unzureichend beschreiben konnten, was er für sie bedeutete. Er stand ihr nicht nur altersmäßig am nächsten, sondern auch menschlich. Er war vor wenigen Jahren selbst erst hierhergezogen, mit seiner Frau und seinem Sohn hatte er versucht sich eine Existenz aufzubauen, mit Erfolg. Er wusste, was in ihr vorging, den Job betreffend, und auch sonst war er von einer lockeren, ungezwungenen Art, die ihr sehr gefiel. Sie verstanden sich gut, unterhielten sich über vieles, über Themen, die nur junge Leute ansprach, im Gegensatz zu den älteren Semestern ihrer übrigen Kollegen. Er war immer gut aufgelegt und zuversichtlich und sie ließ sich oft einfach mitreißen. Wenn er nicht verheiratet gewesen wäre, hätte sie sich schon längst mit ihm privat verabredet, denn sein gutes Aussehen ergänzte seinen Charakter perfekt. Außerdem schien es ihm mit ihr ähnlich zu gehen, das spürte sie jedes Mal aufs Neue, wenn sie beide zusammen waren. Kein Wunder, dass sie oft als Team agierten, denn ihr Vorgesetzter sah auch, dass die Chemie zwischen ihnen stimmte, und nutzte es auf seine Weise.